# Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 52 — Sonntag den 30. Dezember — 1906


## Spieler.

(10. Fortsetzung.) Moderner Kultur-Roman von Hans Hyan. (Nachdruck verboten.)

XXII.

Als Dagobert v. Korthals am nächsten Vormittag vom Dienst kam, meldete ihm sein Bursche, ein Herr wünsche ihn zu sprechen.

„Ist mein Bruder schon zu Haus?“ fragte der Offizier dagegen.

Der Bursche verneinte.

Der Leutnant ging ins Zimmer, ruhig, sicher und ohne irgend eine böse Vorahnung.

Drinnen stand ein Herr bei seinem Eintreten auf, dessen sinnenübersätes Gesicht nicht eben schöner durch die kurzen, brandroten Locken wurde, mit denen sein Kopf dicht bedeckt war.

„Roth ist mein Name,“ sagte er mit tiefer Verneigung.

„von Korthals.“

„Ah, wohl der Herr Bruder?“

Dagobert schwieg vorläufig. Derart zweifelhaften Erscheinungen gegenüber befolgte er stets die Taktik des abwartenden Zuhörens.

„Ja . . . ja . . .“ meinte der Agent etwas verlegen, weil er nicht wußte, wie weit die Diskretion ihm erlaubte, sich dem Bruder seines Klienten zu erklären.

„Ich komme . . . ich wollte, eigentlich zu Ihrem Herrn Bruder, Herr Leutnant!“

„Wir haben beide keine Geheimnisse voreinander . . . aber wenn Sie lieber warten wollen, bitte!“

Dagobert deutete leicht und ohne zu große Höflichkeit auf den Plüschsessel.

Der Agent, voller Furcht, sein Schuldner könnte ihm später diese Schweigsamkeit als Unhöflichkeit gegen den Bruder auslegen, war ganz unentschlossen und machte den Mund auf und zu wie ein Karpfen. Schließlich sagte er:

„Mein Gott, wenn die Herren so zueinander stehen, dann macht es ja auch wirklich nicht viel aus . . . Dann werden der Herr Leutnant ja wohl auch wissen, daß Ihr Herr Bruder sich . . . sich . . . na, daß der Herr Leutnant in einer momentanen Verlegenheit zu mir gekommen ist, wegen eines Darlehens . . . das ich ihm natürlich auch gegeben habe . . . selbstredend . . . bei solcher Sicherheit . . . und dann, man sieht ja doch gleich, wen man vor sich hat! . . .“

Dagobert hatte ihn ruhig reden lassen . . . Daß Fritz da wieder irgend einen, nicht zu kleinen Bären angebunden hatte, das hatte er nun schon begriffen. Aber von der bösen Art dieser Verschuldung ahnte er noch immer nichts, und die Redensart von der „Sicherheit“ machte ihn stutzig . . . was konnte denn sein Bruder Fritz für eine Sicherheit bieten? . . .

Bedachtsam und kühl, wie er in ernsten Momenten seines Lebens stets handelte, beschloß er vorsichtig zu sein in seinen Fragen und wollte daher bloß wissen:

„Ist wohl nicht gering, die Summe . . . die mein Bruder bei Ihnen geliehen hat?“

Der Agent wurde sogleich stutzig.

„Ach, Sie wissen es nicht, Herr Leutnant?“

Dagobert zuckte die Achseln.

„Er wird es mir wohl noch sagen, aber bis jetzt haben wir beide nicht darüber gesprochen . . .“

Wieder trat Schweigen ein. Der Agent dachte hin und her. Eine gelinde Angst packte ihn wegen seines Geldes . . . Donnerwetter, zehntausend Mark, das war am Ende kein Pappenstiel! . . . Und das Gesicht Martin Minderstedts tauchte vor ihm auf . . . Auf dessen Empfehlung hatte er die Summen hergegeben . . . Verdammt noch mal, wenn er da Schwindlern in die Hände gefallen war! . . . Aber die Papiere! . . . Er hatte doch alles aufs sorgfältigste nachgesehen und geprüft! . . . Na, jedenfalls hatte bei der Sachlage die übertriebene Diskretion absolut keinen Zweck! . . .

„Herr Leutnant“, sagte er, „Ihr Herr Bruder hat zwölftausend Mark von mir geliehen, auf Wechsel! Und weil er sich als der rechtmäßige Erbe des in Ihrer Familie befindlichen Fideikommiß auswies, worüber er mich in alle nötigen Dokumente Einsicht hat nehmen lassen, deshalb habe ich auch keinen Moment Anstand genommen, ihm das Geld zu geben. Hoffentlich habe ich doch damit nichts unrechtes getan? . . . wie? . . .“

Dagobert hatte sich halb zur Seite gewandt. Mit geschlossenen Augen stand er da und riß alle Kräfte seines starken, wachsamen Herzens zusammen, um seine Bewegung zu meistern. Das war, wie wenn über jemandes Haupt eine fürchterliche Detonation losknallt — selbst dem Stärksten und Mutigsten zittern da die Knie.

Und er wandte sich eben dem Geldmanne zu, um etwas Belangloses, die Pause füllendes zu sagen, als vor der Tür Schritte hörbar wurden.

Gleich darauf trat Friedrich v. Korthals ins Zimmer und blieb, als habe er plötzlich das zweite Gesicht und sehe etwas Furchterweckendes, Schreckliches, an der Schwelle stehen.

In diesem Augenblick zeigte sich Dagobert als zum Militär geboren. Mit einer Geistesgegenwart, die ihn selbst in Staunen setzte, trat er seinem Bruder entgegen und sagte:

„Guten Tag, Friedrich, Du machst ja schöne Sachen! . . .“ Und mit vorwurfsvoller Stimme, seinen Blick in die furchterfüllten Augen des Bruders bohrend, setzte er hinzu:

„Wenigstens einen Ton davon sagen hättest Du mir können! . . . Wir besprechen doch sonst alles miteinander! . . . Na, das ist ja nun gleichgültig, aber,“ er wandte sich zu dem Agenten hin, dem die Sache wohl nicht ganz geheuer schien, der aber nicht wußte, nach welcher Seite er seinen Verdacht richten sollte, „was wünschen Sie denn nun eigentlich, verehrter Herr? . . . Bloß um meinen Bruder bei mir zu verpetzen sind Sie doch wohl nicht hergekommen?“

Der Agent erhob abwehrend seine dicken, roten, haarigen Hände.

„Zu verpetzen?! . . . Um des Himmels willen, Herr Leutnant! . . . Ich denke ja gar nicht dran! . . . Nein, ich hätte auch gar nicht dran gedacht, Sie hier aufzusuchen, meine Herren, wenn nicht ein böser Zufall! . . . Eine zu dumme Geschichte wahrhaftig! . . . da hat mein Fräulein bei der Eintragung der Wechsel das Tintenfaß über den einen ausgeschüttet . . . und die Bank nimmt ihn mir nicht so ab . . . na, und da wollte ich den Herrn Leutnant denn höflichst bitten, ob er nicht so freundlich sein will, und mir das Papier noch einmal ausstellen, natürlich gegen Rückgabe des alten Wechsels . . . hier, bitte!“

„Da wird Dir wohl nichts andres übrig bleiben!“ sagte der ältere Bruder jetzt ganz gefaßt und ruhig, „haben Sie denn ein Formular bei sich?“

„Jawohl, ja . . . gewiß . . . wenn ich bitten darf . . . hier . . .“

„Da ist der Schreibtisch, Herr . . .?“

„Roth, zu dienen, Herr Leutnant! . . .“

Und der Agent ging an den Sekretär und legte dort das Papier hin. Unterdessen umfaßte die Hand Dagoberts seines Bruders Arm und drängte ihn mit einem furchtbaren Griff vorwärts.

Die Augen des Jüngeren kamen ängstlich flehend herum, aber an der Stahlhärte, in der jetzt die blauen Augen des Blonden leuchteten, zerbrach jede Bitte . . .

Der Wechsel war unterschrieben, ausgetauscht und der Agent entfernte sich mit vielen Bücklingen.

* * *

„Zieh Deine Uniform aus!“ sagte Dagobert, als die Brüder allein waren, „den Rock unsres Königs kannst Du danach nicht mehr tragen! . . . Und dann setze Dich hier an den Schreibtisch und schreibe Dein Abschiedsgesuch! . . . Ich selbst werde Dich solange, bis Du frei bist, krank melden!“

Der Jüngere knöpfte, gehorsam dem brüderlichen Befehl, seinen Uniformrock auf, aber plötzlich hielt er inne und sagte mit Tränen in der Stimme:

„Laß mich gehen, Dagobert . . . ich habe hier nichts mehr zu suchen . . ."

„Doch," sagte der Ältere, „nur Offizier kannst Du nicht bleiben . . . Oder willst Du all das Schwere, was Du unsern armen Eltern schon getan hast, noch damit vergrößern, daß Du Dir jetzt eine Kugel vor den Kopf schießt?! . . . Nein, Du sollst leben! . . . Der Tod ist für einen Soldaten zu billig! . . . Und das Leben ist schwerer. Und es soll Dir schwer sein, so schwer, daß Du nicht mehr daran denken kannst, Dein Geld am Spieltisch zu vergeuden! . . .

Er sann nach, und während eine Träne in sein Auge trat, wurde der Ton seiner Stimme immer milder.

„Vielleicht war es ein Fehler von unserm Vater, daß er Dich zum Offizier bestimmte . . Ich habe das schon manchmal gedacht . . . Du hast ja Talente, die tausend anderen versagt sind! . . . Und vielleicht erreichst Du auf dem anderen Wege besser das Ziel, ein Genußleben zu führen, wie es Dir vorschwebt . . ."

Er trat näher an den Jüngeren heran.

„Vielleicht wirst Du auch ein besserer Mensch, Fritz . . . noch weiß niemand von Deiner schweren Verfehlung . . ."

„Doch, Dago! . . ."

Und der Jüngere erzählte stockend und schluchzend sein Zusammentreffen mit Martin Minderstedt und ihre gemeinsame Fahrt zu dem Agenten.

„Er hat auch die Hälfte des Geldes!" schloß Friedrich.

„Hast Du etwas darüber in Händen?"

„Ja, er hat mir ebenfalls einen Wechsel gegeben."

„Den wirst Du, fürcht' ich, als Fidibus benutzen können . . . Aber wie steht's mit dem Gelde? . . . natürlich alles verspielt, wie?"

„Nein, nein!" Zum erstenmal wieder ging ein Aufleuchten über das von der Furcht graufahle Gesicht des jüngeren Bruders, ich habe noch beinah' die ganzen fünftausend!"

Dagobert überlegte.

„Tausend magst Du davon behalten, damit Du wenigstens im Anfang vor der Not sicher bist . . . das übrige mußt Du mir geben, ich kann sonst die Wechsel nicht decken . . . es wird sowieso schwer genug halten . . . so . . ." er steckte das Geld, das ihm der Bruder so schnell hinreichte, als sei es glühend in seinen Fingern, in die Brieftasche.

„Und nun gib mir Dein Ehrenwort, daß Hahn in Ruhe bleibt, verstanden?! . . ."

Fritz zögerte, aber er schlug doch am Ende in die Hand des älteren ein. Und dann nahm er diese Hand, ehe Dagobert sie fortziehen konnte, und drückte Küsse voller heißer Dankbarkeit darauf . . .

## XXIII.

Arnold v. Sandrat ritt einsam durch die regenfeuchten Alleen des Tiergartens. Er hatte nie zu den allerlustigsten und frohesten gehört, aber jetzt, das fühlte er, kroch ihm die graue Melancholie ins Herz.

Das Pferd — es war immer derselbe dunkelbraune Hengst, den er in einem Tattersaal mietete — wieherte hell auf. Und aufblickend gewahrte der Freiherr am Ende der Allee eine in flottester Gangart näherkommende Reiterin.

Ein Gefühl der Unruhe überkam den Freiherrn. Seit jener Nacht, wo er den Spanier und die Marquise beim gemeinsamen Falschspiel ertappt, hatte er den Klub gemieden und war nicht wieder in der Burggrafenstraße gewesen. Daß seine Spielleidenschaft ihn jetzt peinigte, hätte er noch ertragen, aber der Schmerz, der an seinem Herzen fraß, wenn er an die Marquise dachte, war fast unerträglich!

Sein Gefühl für sie hatte jenen Höhepunkt erreicht, wo sich die Sehnsucht in geradezu körperlichem Weh fühlbar macht, wo ein wahnsinniger, von keiner Vernunft mehr zu überzeugender Drang das ganze Sein eines Menschen hindrängt zu dem geliebten Gegenstande . . .

Und v. Sandrat wollte nicht! Er wollte diese Frau nicht wieder sehen, in der er die Verderberin seines Lebens ahnte . . .

Jetzt war ihm die Reiterin so nahe, daß er ihre Züge erkennen konnte: es war die Geliebte! In wallendem Reitkleide von moosgrüner Farbe, auf dem schwarzen Haar eine Art Landsknechtsmütze mit goldenen Quasten, wollte sie in kurzem Galopp an ihm vorüber, parierte aber dicht an seiner Seite, trotzdem er absichtlich kühl grüßte, ihren prächtigen Schimmel und fragte mit dem holdesten Blick in seine ernsten, abweisenden Mienen:

„Warum sehe ich Sie denn nicht mehr bei uns, Herr v. Sandrat?"

Der Freiherr, sonst wahrlich nicht um eine Antwort verlegen, wußte nicht, was er erwidern sollte. Schließlich entschloß er sich, grausam zu sein gegen die, die er mit so verderblicher Glut liebte, und gegen sein eigenes Herz, und sagte:

„Man riskiert bei Ihnen zu viel, Frau Marquise! Daß man sein Geld bei Ihnen los wird, mag noch hingegen, aber . . . aber . . ." Er sah ihr tief in die Augen und fühlte erschauernd die rätselvolle Gewalt dieser Frau in seine Seele hineingreifen. „Aber daß man auch noch seine Ruhe verlieren muß . . . nein, meine Gnädige, das ist zu viel!

„Ich verstehe Sie nicht, Baron!" erwiderte sie mit langsam eintöniger Stimme. Und ihr Gesicht blieb kalt und weit entfernt, während es in den Tiefen ihrer dunklen Augensterne aufglomm, wie stummes Sehnen.

„Ich fürchte, daß Sie mich auch nicht verstehen werden, Madame!" sagte er traurig, „und ich will es auch nicht . . ." setzte er düster hinzu, „uns trennt eine zu breite Kluft!"

Nun kam etwas Liebes in ihre Züge, sie sprach mit weicher Stimme: „Ich hoffte schon einen Freund in Ihnen zu finden!"

Aber in diesem Augenblick kehrte ihm die Erinnerung an den letzten Spielabend wieder. Er sah sie neben dem spanischen Falschspieler sitzen, mit dem offenbar geheime Beziehungen sie verknüpften, und etwas wie Abscheu mischte sich in die Hingebung, die ihre Schönheit ihm abzwang . . . Ein Zorn gegen sie, eine hilflose, verzweifelte Wut gegen ihren Zauber erfaßte ihn, er sagte rauh:

„Ich kann und will Ihr Freund nicht sein, Madame! . . . Es ist besser, wenn wir uns nie wieder begegnen! . . ."

Damit lüftete er den Hut, warf den aufwiehernden Hengst herum und sprengte den Weg, den er gekommen war, zurück, bis er an eine Querallee kam, in die er in fluchtartiger Eile einbog.

Aber mitten in seinem wilden Jagen spürte er den brennenden Blick dieser schwarzen Frauenaugen, die bis in sein geheimstes Innere drangen und ihn mit dem Gefühl einer fast kindischen Ohnmacht erfüllten . . .

Wieder in seiner Wohnung angekommen, fand er eine Einladung des Spielklubs vor, die er zähneknirschend in Stücke riß.

Nein, nein, er wollte nicht! Er wollte nicht mehr dort hingehen!

Dabei war das Geld, was ihm die beiden Falschspieler geliehen hatten, fast aufgebraucht . . . Und was kam, wenn er keins mehr hatte?

Dann würde er doch wieder zu ihnen hingehen und spielen! . . . ja spielen, aber womit? . . . Vorher mußte er immer wieder Geld auftreiben! . . . Und seine Geschäfte, mit denen er sich früher recht und schlecht über Wasser gehalten hatte, die ekelten ihn an! . . . Niemals hatte er diese Sachen gemacht ohne ein Gefühl der bedrückendsten Trostlosigkeit. Jetzt aber, jetzt fühlte er sich ganz außer stande, mit den Schiebern in den Kaffeehäusern zu unterhandeln . . . Und dann, es lohnte ja auch nicht! Man verhungert nicht dabei, aber Spielgeld war dabei nicht zu verdienen . . . Wenn nun der Wechsel fällig war, den der Spanier von ihm in Händen hatte . . . Wovon sollte er ihn nur bezahlen? Er war zwar mehr schuldig als diese Summe, aber di Baranco würde ihn gewiß hetzen, wie einen Fuchs, wenn er den Wechsel zu Protest gehen ließ . . . was ja unausbleiblich war! . . .

Verdammt nochmal! . . Er sah sich immer wieder in dem von einem goldbraunen Licht sanft erhellten Spielsaal, an der Stelle v. Wunderlichs, sah sich Karten „schieben" und den Spanier „decken", während seine Freunde und Kameraden wütend ihrem verlorenen Gelde nachblickten . . .

Gab es denn gar keinen Ausweg aus diesem Wirrwarr? . . . Doch, ja, es gab einen! . . . Aber dabei mußte Arnold Freiherr v. Sandrat zum Denunzianten werden! . . . Ein Edelmann mußte einen andern denunzieren! . . . Und was noch viel schlimmer war, er mußte jemand angeben, der ihm Geld geliehen hatte. — Nein, bei Gott! Das konnte er nicht! . . .

Und schließlich gab es ja immer noch ein anderes Mittel, sich von all' dem Wust zu befreien, der das Leben so öd' und schrecklich machte. Da drüben an der Wand, bei den Geweihen, da hingen doch Waffen genug! . . . Ein Fingerdruck, dann war alle Qual, alle Leidenschaft, alles Denken und Verzweifeln für immer zu Ende! . . .

Aber man stirbt . . . man löscht aus, wie eine Kerze, die nie wieder jemand anzündet . . . Der Stuhl, auf dem man sitzt, der Hund, dessen treuen Kopf man jetzt noch streichelt und das Licht des Himmels, zu dem man auch in seinem größten Jammer noch aufblicken darf, mit der Gewißheit, daß da, wo jetzt graue Regenwolken ziehen, doch einmal wieder die Sonne goldstrahlend in lichtem Blau stehen wird — das alles, alles verschwindet dann, man sieht und hört nichts mehr, es ist alles aus . . .

Dem jungen Adligen trat der Schweiß auf die Stirn . . . Er kam sich vor, wie ein zum Tode Verurteilter und sein Herz bat flehentlich um Gnade! . . . Seine Lebenslust, die junge Kraft seines gesunden Körpers bäumte sich wild auf gegen den schrecklichen Gedanken, so fern von allem was schön und begehrenswert war, so allein da unten in der schwarzen Erde zu liegen, die nie wieder hergiebt, was sie einmal in ihren kalten Armen hält.

Und alle Kavaliersansichten von Ehre und moralischer Verpflichtung stürzten über den Haufen und wurden begraben unter diesem starken Lebensegoismus, dem Willen da zu sein, wo die andern sind, und das Leben weiter zu leben! . . .

War es unrühmlich, jemand zu denunzieren, nun wohl, so war es doch ein gutes Werk die Gesellschaft seiner Standesgenossen von Individuen zu befreien, die ohne die geringsten Gewissensskrupel eine Existenz nach der anderen vernichteten . . .

Wenn er, Arnold v. Sandrat leben und nicht doch schließlich zum Verbrecher werden wollte, so mußten die anderen daran glauben . . . Das ist das Gesetz der ganzen Welt: Der Stärkere frißt den Schwächeren auf! Und noch war er der Stärkere! Schnell also! Schnell, ehe er unterlag und selbst gefressen wurde! . . .

Mit raschen Bewegungen machte sich der Freiherr fertig zum Ausgehen. Unten nahm er eine Droschke und fuhr nach dem Polizeipräsidium.

(Schluß folgt.)

# Die Komödie der Irrungen.

Eine Silvestergeschichte von Fritz Brentano.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Klostertorbahnhof in Hamburg herrschte am Morgen des Silvestertages ein äußerst lebhaftes Treiben.

Es war einige Minuten vor Abgang des Berliner Schnellzuges und auf dem Perron standen in zahlreichen Gruppen die Reisenden, sowie deren Verwandte und Freunde, die gekommen waren, um den üblichen Abschied zu nehmen und bei dieser Gelegenheit den schwerbeladen hin- und herhastenden Gepäckträgern den Weg mit einer Beharrlichkeit zu versperren, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Etwas weniger drangvoll ging es vor den Coupés erster Klasse zu. Vom Fenster eines solchen aus beobachtete ein Passagier, ein stattlicher, hochgewachsener Herr von etwa dreißig Jahren, augenblicklich der einzige Insasse des Abteils, drei Personen, die vor der offenen Tür standen — einen alten behäbigen Herrn und eine junge verschleierte Dame, deren Gepäck bereits im Coupé untergebracht war, sowie eine altjüngferliche Matrone, die offenbar den beiden das Geleit gegeben hatte und, wie der häufige Gebrauch ihres Taschentuches bewies, sich entweder den Abschied sehr zu Herzen nahm oder stark verschnupft war.

Und nun ertönte den Waggons entlang das „Einsteigen!" der Schaffner, krachend flogen die Türen in das Schloß, programmgemäß wehten die „Flaggen der Liebe" den Abfahrenden nach und der mächtige Zug verließ gewaltig pustend und schnaubend die Halle, die wenige Minuten später wieder so vereinsamt lag, als ob die buntbewegte Szene, die sich da abgespielt, nur eine Fata Morgana gewesen wäre.

Die drei Reisenden hatten es sich nach einer gegenseitigen stummen Begrüßung in dem engen Raum möglichst bequem gemacht. Die beiden Herren vertieften sich jeder in eine Zeitung, die junge Dame in das unvermeidliche rote Bändchen der Reklam-Bibliothek, und nur das gleichmäßige Geräusch des durch die trostlos einförmige Gegend dahinsausenden Zuges unterbrach die in dem Abteil herrschende Stille.

Der junge Mann fand sichtlich kein besonderes Interesse an seiner Lektüre, desto mehr aber an seinem Visavis, der Dame, die er hinter seiner umfangreichen englischen Zeitung immer wieder fixierte. Wie gerne hätte er einmal den vollen Anblick ihres nun entschleierten lieblichen Gesichtchens genossen, allein, da sie dieses beharrlich über ihr Buch gebeugt hielt, so ließ er endlich das Blatt zu Boden fallen, lehnte sich in seine Ecke zurück und blickte gelangweilt durch das Fenster, was auch nicht besonders unterhaltend war. Denn da draußen rieselte seit einer halben Stunde schon der Schnee, mit Regen vermischt, nieder; die ganze Gegend lag grau in grau und ein dunkler Wolkenmantel hüllte — nicht gerade erbaulich — den weiten Horizont ein.

**Dachauerin.** Nach dem Gemälde von Jul. Schrag. (Siehe Seite 8.)

Plötzlich fuhr der junge Mann aus seinem Sinnen auf. Die junge Dame hatte das Schweigen endlich gebrochen und an ihren Reisegefährten die Frage gerichtet:

„Onkelchen, wie wär's, wenn Du ein bißchen frühstücktest?"

Onkelchen erklärte sich damit sofort einverstanden. Onkelchen machte überhaupt den Eindruck, als ob ihm kulinarische Genüsse stets willkommen seien, wofür auch die Fixigkeit sprach, mit der er sich erhob und dem Gepäcknetz ein umfangreiches Paket entnahm, in dem er allerlei belegte Stullen vermutete, die ihm seine Schwester, Fräulein Ludmilla Dümchen, bei der er einige Tage zu Besuch gewesen war, wie üblich mit auf den Weg gegeben hatte.

Einen Augenblick schien es, als wolle der junge Mann nun ebenfalls sein Schweigen brechen, als der Herr Sanitätsrat Dümchen — denn dieser war der alte Herr — die Schnur des Pakets löste und sich anschickte, dessen Inhalt von seiner papierenen Hülle zu befreien. Allein nur einen Augenblick, denn schon im nächsten lehnte er sich wieder behaglich in seine Ecke zurück, aus der er sich erhoben hatte, und sah offenbar belustigt mit an, wie sein Reisegefährte mit weit aufgerissenen Augen die Herrlichkeiten anstaunte, die da aus dem Paket zum Vorschein kamen — delikate Sächelchen, die in dem bürgerlichen Haushalt seiner etwas sparsamen Schwester — die böse Welt nannte sie geizig — noch niemals heimatberechtigt gewesen waren und dem Herrn Sanitätsrat das Wasser im Munde zusammenlaufen ließen. Ja, träumte er denn, oder hatte ihm sein altes Ludmillchen dies alles wirklich gestiftet? Eine Büchse echt russischen Kaviar — köstlichen Rheinlachs — ein gar lieblich duftendes Hühnchen — Straßburger Gänseleberpastete und endlich eine Flasche Chably — echten, unverfälschten Chably, sein Lieblingsgetränk, das er sich nur bei besonders festlichen Gelegenheiten gönnte.

„Was sagst Du dazu?" fragte der förmlich verblüffte Sanitätsrat, als die Delikatessen ausgepackt waren, leise seine Nichte, und fuhr, als diese nur verwundert den Kopf schüttelte, fort: „Deine Tante, meine liebe Schwester, muß einen Anfall von Größenwahnsinn gehabt haben. Na, mir kanns schon recht sein. Tuen wir also diesen Gottesgaben die gebührende Ehre an."

Und das taten sie denn auch wirklich. Namentlich der alte Herr, den in seinem Genuß nur eines störte, die sichtliche Heiterkeit, mit der ihr Reisegefährte, sowie er sich unbeachtet glaubte, die Verwüstung beobachtete, die der Sanitätsrat unter den Frühstücksvorräten des spendablen Fräuleins Ludmilla Dümchen anrichtete.

„Ein äußerst unangenehmer Mensch," flüsterte der alte Herr seiner Nichte zu, als diese Heiterkeit ihres Gegenüber sich immer prägnanter auf dessen Antlitz malte; „sieh nur, wie höhnisch er uns beobachtet, als ob er noch niemals einen Mitreisenden habe frühstücken sehen."

Die Dame blickte verstohlen nach dem jungen Mann, der jedoch in diesem Augenblick äußerst gesetzt vor sich hinsah und gestand sich innerlich,

daß sie durchaus nichts Unangenehmes in dessen frischem, männlichen Gesicht und seiner distinguierten Haltung entdecken könne. Ihr Onkel muß sich entschieden geirrt und in seiner notorischen Kurzsichtigkeit den Fremden falsch beurteilt haben.

Und nun hatten sie ihr Mahl beendigt. Der Sanitätsrat lehnte sich wohlig in die Kissen des Coupés zurück und hatte eben die Augen ein wenig geschlossen, als ihn ein erstauntes „Ah!“ seiner Nichte nochmals aufblicken ließ. Diese hatte die reichlichen Überreste ihres splendiden Frühstücks sorgsam eingepackt und wieder oben neben ihrem Handkoffer placiert, als sie zu ihrer Überraschung daselbst ein ganz ähnliches Paket entdeckte, bei dessen Anblick ihr eine schreckliche Ahnung aufdämmerte, die ihr den obigen Ausruf entlockte. Das war ja — nein, sie täuschte sich nicht — das war das Paket von Tante Ludmilla, während das andere — — — o, es war nicht auszudenken.

„Was hast du denn, Cäcilie?“ fragte erstaunt der Sanitätsrat, als er den entsetzten Blick bemerkte, den diese auf ihren Reisegefährten richtete — noch erstaunter aber war er, als dieser sich vor der jungen Dame verbeugte und überaus liebenswürdig sagte:

„Ich bedaure unendlich, mein Fräulein, daß Sie den kleinen Irrtum Ihres Herrn Onkels vor unserem Scheiden bemerkten.“

„Irrtum? Was für ein Irrtum?“ unterbrach etwas brüsk der alte Herr den jungen Mann, der sich ihm zuwendend, unbeirrt fortfuhr:

„Da es nun leider aber einmal geschehen ist, so gestatten Sie mir, werter Herr, Ihnen meine aufrichtige Genugtuung darüber auszusprechen, daß Ihnen mein bescheidenes Frühstück so gut mundete.“

„Ihr Frühstück!“ rief erschrocken der Sanitätsrat, einen fragenden Blick auf seine Nichte werfend, die halb verlegen, halb belustigt, mit einem Kopfnicken diese Tatsache bestätigte und nicht ohne einen Anflug von Humor ihrem verblüfften Onkel den Rat erteilte, recht tief in das Portemonnaie zu steigen und dem Reisegefährten seine Auslagen für die wirklich vortrefflichen Delikatessen zurückzuerstatten.

Eine jähe Röte überflog bei diesen Worten das Antlitz des jungen Mannes, und dem Sanitätsrat, der unwillkürlich in die Tasche greifen wollte, leicht die Hand auf den Arm legend, sprach er höflich aber bestimmt:

„Ich hoffe, daß es nicht in Ihrer Absicht liegt, mich zu beleidigen, mein Herr, indem Sie Ihren so leicht begreiflichen Irrtum mit Geld gut machen wollen — einen Irrtum, dessen rechtzeitige Aufklärung ja meine Pflicht gewesen wäre.“

„Ja, zum Kuckuck“, rief ein bißchen unwirsch der alte Herr, „warum taten Sie denn das nicht? Lassen mich da die delikaten Sächelchen so ohne weiteres verzehren und sehen ruhig zu, wie ich Ihren — nebenbei bemerkt köstlichen — Kaviar herunterschlucke, mir Ihren Lachs einverleibe und Ihren Chably trinke. Ich begreife gar nicht, wie Sie dazu kamen, mein Herr, sich das so ruhig gefallen zu lassen. Wäre mir das passiert — na, ich sage Ihnen, ich hätte den Mund nicht schlecht aufgerissen, ehe ich mir ein solches Frühstück hätte vor der Nase wegessen lassen.“

„Es schmeckte Ihnen so gut“, antwortete lächelnd, mit einem Blick auf die junge Dame, der Fremde. „Ich hätte es nicht übers Herz bringen können, Sie in ihrem Genuß zu stören.“

„Ja, Sie scheinen ein Gemütsmensch zu sein,“ entgegnete lachend der Sanitätsrat, „was Sie aber nicht abhielt, den alten Schlemmer innerlich recht weidlich auszulachen, als Sie ihn da aus ihrer Ecke beobachteten.“

„Mein Herr, Sie irren — —“

„Nee, nee“, unterbrach der Alte den jungen Mann, „geben Sie sich keine Mühe mir das auszureden. Ich sah recht gut, wie Sie sich belustigten, als ich Ihr Frühstück auf Konto meiner Schwester Ludmilla verzehrte. Sage mir, Cäcilie“, fuhr er, sich seiner Nichte zuwendend, fort, „wie konnte ich sie nur einen Augenblick im Verdacht haben, eine solche Verschwendung zu treiben. Sie, deren kulinarisches Reisestipendium ich doch nun lange Jahre kenne.“ Ein halbes Dutzend belegte Brötchen — ein Fläschchen Dünnbier und ein Püllchen Kognak! Ich verwette meinen Kopf gegen einen schäbigen Nickel, daß es diesmal nicht anders ist.“

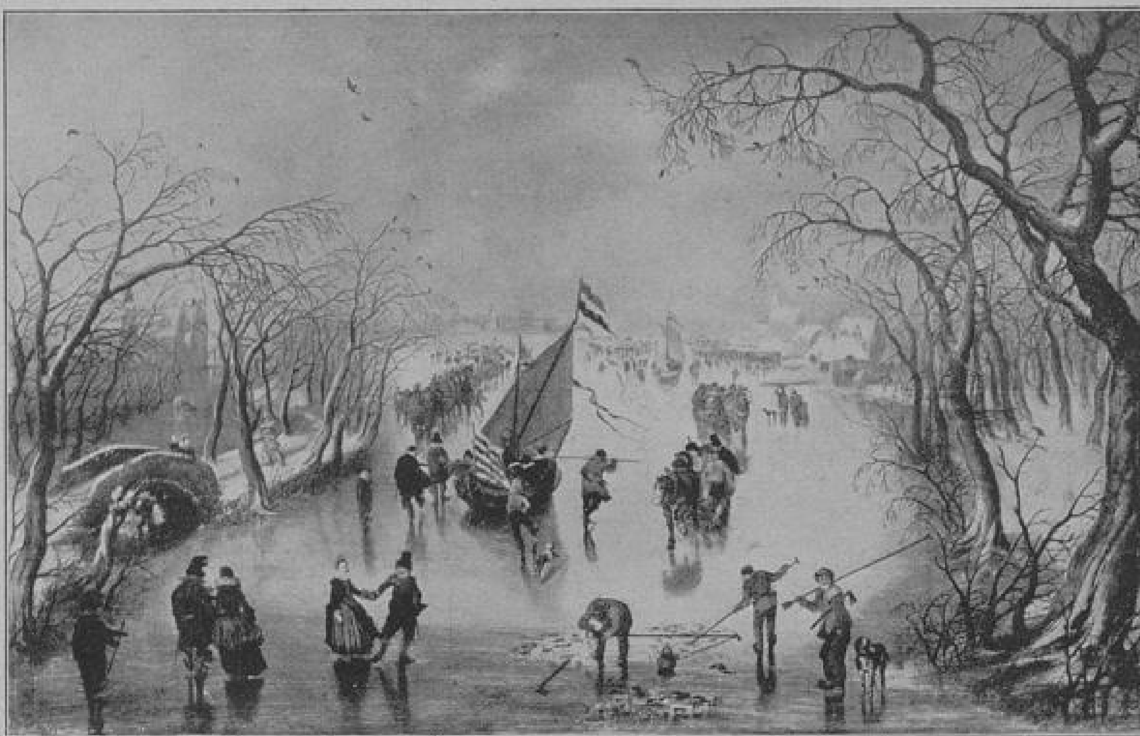
Und mit einem raschen Griff das Paket der alten Dame herunterlangend und es öffnend, hielt er es den beiden hin und sprach:

„Na, was hab' ich gesagt! Zweimal Leberwurst, zweimal Schlackwurst und zweimal Schinken! Dünnbier und Kognak!“

Und nun lachten sie alle drei.

„Darf ich Sie nun meinerseits einladen, mein Herr?“ fragte der Sanitätsrat, dem Reisegefährten die Brötchen vorhaltend, die dieser mit einem so komischen „Donke! Danke!“ ablehnte, daß die Heiterkeit des alten Herrn sich noch wesentlich steigerte.

„Das glaub' ich,“ rief er, „wäre auch ein zu schlechter Tausch! Leberwurst kontra Kaviar — Dünnbier kontra Chably! — aber nun gestatten Sie mir, uns Ihnen vorzustellen: Sanitätsrat Dümchen — meine Nichte Cäcilie.“



**Holländische Segelschlitten.** Nach dem Gemälde von Adrian van der Venne. (Siehe Seite 8.)

„Williams aus Amerika“, antwortete leichthin der Fremde, und dann plauderten sie gemütlich von allem Möglichen — Mister Williams allerdings etwas stark zerstreut, da sein Blick sich immer wieder dem reizenden Mädchen zuwandte, das gar absonderlichen Eindruck auf ihn machte.

Und nun brauste der Zug in die weite Halle des Lehrter Bahnhofs ein. Noch einmal bedankte sich der Sanitätsrat bei dem jungen Amerikaner für den „gehabten Genuß“, ihm herzlich die Hand schüttelnd, während dieser diejenige Cäciliens leicht an die Lippen führte und dann, sichtlich zögernd, in der sich drängenden Menge verschwand. Einen Augenblick noch blickte ihm das junge Mädchen nach, und wandte sich dann, etwas nachdenklich, ebenfalls zum Gehen.

Dieser Herr Williams hatte ihr doch recht gut gefallen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dem Hause des alten Sanitätsrats in der Neustädtischen Kirchstraße ging es an demselben Abend recht heiter zu. Einer althergebrachten Gepflogenheit entsprechend, hatte er auch diesmal wieder zur Feier des scheidenden und zur Begrüßung des kommenden Jahres einen kleinen Kreis von Verwandten und Freunden um sich versammelt, in den er heute zum ersten Male seine Nichte Cäcilie, die Tochter seines verwitweten Hamburger Schwagers, des Schiffskapitäns Wehlisch, einführte, die er sich, wie er sagte, extra „ausgeborgt“ hatte, damit sie über das Neujahrsfest in seinem öden Junggesellenheim die Honneurs mache. Die junge Dame brachte denn auch in ihrer frischen Natürlichkeit einen belebenden Zug in die Gesellschaft, zu deren stürmischen Heiterkeit sie nicht wenig durch die Erzählung ihres heutigen Reiseabenteuers und die lustige Schilderung der grandiosen Verlegenheit beitrug, in der sich der Herr Onkel bei der Entdeckung seines tragikomischen Irrtums befand.

„Du nicht etwa auch?“ fragte scheinbar beleidigt der Sanitätsrat. „Als ob Du nicht ebenso tapfer eingehauen und die Delikatessen des Amerikaners nicht mit demselben Wohlgefallen verspeist hättest wie ich.“

Ein neuer Lachsturm folgte dieser lustigen Beschuldigung und da in diesem Augenblick die Uhr zum Schlage der Mitternachtsstunde aushob und der unten auf der Straße losbrechende Jubel der Menge den

Anbruch des neuen Jahres verkündete, so erreichte die frohe Laune der Anwesenden ihren Höhepunkt.

Das Gratulieren — Gläserklirren — Prost Neujahr-Rufen und gegenseitige Umarmen war eben im besten Gange, als höchlichst zur Unzeit der schrille Klang der ärztlichen Nachtglocke in den Silvesterjubel tönte und den Sanitätsrat zu dem ärgerlichen Ausruf veranlaßte:

„Na, ja, da haben wir die Bescherung! Als ob unsereiner jemals ungestört ein häusliches Vergnügen genießen könne!"

Und es war wirklich eine richtige Störung, denn unten stand der Portier des nahen Continental-Hotel, der atemlos meldete, daß ein schwerverwundeter Fremder dringend der Hilfe des Herrn Sanitätsrates bedürfe.

Ein Schwerverwundeter? Im Nu war der alte Herr, dem die Pflicht über alles ging, unten und fünf Minuten später im Hotel, wo ihm ein Kellner zu dem in der ersten Etage gelegenen Zimmer des Fremden geleitete, den er vielleicht schon mit dem Tode ringend zu finden glaubte — erstaunt, bei seinem Eintritt in das Gemach zwar keinen Sterbenden, wohl aber einen Herrn in Hemdärmeln zu erblicken, der, ihm den Rücken zudrehend, sich über die Waschtoilette beugte und mittelst eines großen Schwammes seine Stirn abwusch.

„Der Herr Sanitätsrat!" meldete der Kellner. Der „Sterbende" drehte sich rasch um und ein fröhliches „O, sehr gut!" erklang aus seinem Munde, als er in dem Ankömmling den Reisegenossen vom Morgen erkannte, der nicht wenig überrascht war, in seinem Patienten Mister Williams zu finden. Allerdings zu seiner Beruhigung nicht als Schwerverwundeten, sondern lediglich auf einen Augenblick niedergeworfen durch den Stockhieb eines Rowdy, der dem Amerikaner, als dieser sich, unbekannt mit der lieblichen Silvester-Unsitte in den Strudel Unter den Linden stürzte, den blanken Zylinderhut eingetrieben hatte und von dem erbitterten Fremden dafür mit einer mächtigen Ohrfeige traktiert wurde.

Zehn Minuten später war der Schaden mittelst eines Heftpflasters repariert und der alte Herr sprach gemütlich:

„So, nun können Sie unbesorgt Ihren weiteren Vergnügungen nachgehen! Damit Sie aber die Neujahrsnacht auch von einer weniger gefährlichen Seite kennen lernen, bitte ich Sie herzlichst, mein lieber Mister Williams, deren Rest in meinem Hause in fröhlicher Gesellschaft zu verbringen. Sie machen mir und meiner Nichte damit eine aufrichtige Freude, um so mehr, als wir Ihnen ja ohnehin noch die Revanche für Ihr deliziöses Frühstück schulden."

„Gern," antwortete der junge Mann, über dessen Antlitz bei dieser Einladung ein Freudenstrahl blitzte, „jedoch nur, werter Herr Sanitätsrat, wenn ich Sie vorher mit meiner Persönlichkeit und meinen Verhältnissen näher bekannt gemacht habe. Ich nannte Ihnen bis jetzt nur meinen Vornamen. Mein voller Name ist William Johnson aus Cincinnati —"

„Wie sagen Sie," fragte etwas erregt der Sanitätsrat, „William Johnson — Cincinnati?"

„Ganz richtig," fuhr dieser fort, „und ich bin gewissermaßen ein Durchgänger."

„Oho!" rief Dümchen verwundert.

„Mein Vater, ein Großkaufmann, hat mich nach Hamburg geschickt, wo ich mich um ein Fräulein Wehlisch, die Tochter eines alten Seebären, bewerben soll, der mit meinem Herrn Papa seit langen Jahren befreundet ist. Aber ich mag das nicht — ich heirate, wen ich will, aber nicht auf Kommando. Darum hielt ich mich in Hamburg gar nicht auf und werde von hier aus meinem Vater mitteilen, daß ich dieses Fräulein Wehlisch, diese Mißbraut, unter keinen Umständen nehme."

„Na, na," sprach schmunzelnd der Arzt, „wer weiß — vielleicht entschließen Sie sich doch noch!"

„Unter keinen Umständen," antwortete energisch Herr Johnson junior. „Sie kennen mich noch nicht. Meine Freunde nennen mich einen Charakter. Wenn ich einmal „Nein" gesagt habe, ist das so gut, als wenn andere zehn Eide schwören!"

„Was Sie sagen?" entgegnete etwas spöttisch der Sanitätsrat. „Na, Sie müssen es ja wissen! Aber nun, Mister Johnson aus Cincinnati, lassen Sie uns gehen."

Die Gäste des Sanitätsrats waren nicht wenig überrascht, als dieser seinen „schwer verwundeten" Patienten mitbrachte — am überraschtesten aber Cäcilie, deren liebliches Gesichtchen eine verräterische Glut überflog, als sie den jungen Amerikaner erblickte. Ehe sie aber ihrem Erstaunen Ausdruck geben konnte, nahm ihr Onkel das Wort und sprach: „Meine liebe Cäcilie, unser Reisegefährte reiste bis jetzt inkognito! Er wünscht Dir unter seinem wahren Namen vorgestellt zu werden: Mister William Johnson aus Cincinnati — meine Nichte, Fräulein Cäcilie Wehlisch aus Hamburg!"

Hiermit schließt unsere Geschichte. Alles übrige überlassen wir der Phantasie des Lesers. Nur soviel sei noch konstatiert, daß Herr Johnson junior sich doch nicht als „Charakter" bewährte, denn die Verlobung des jungen Paares fand noch am selben Abend statt.

---

# Zwischen Abend und Morgen.

Von Ilse Kersten.

In den langen, gewölbten Gängen des alten Stiftes waren die Lichter gelöscht, und von unten herauf kam die Dunkelheit gestiegen. Sie füllte das weite Treppenhaus und lag darin breit und unbeweglich mit der sicheren Ruhe eines, der sich in seinem Recht weiß. Das Stift schlief. Nur Sabine von Recklinghausen wachte. Eine eiserne Ampel mit grünen Scheiben brannte in ihrem Zimmer, und ihr gedämpftes Licht verwischte die harten Umrisse der Gegenstände zu weichen, schwanken Linien.

Sabine lag in ihrem Stuhle, lang ausgestreckt, die Arme hinter dem Kopf verschränkt und die Füße gegen die Fußlehne gestemmt. Das eiserne Gitterwerk der Ampel warf geheimnisvolle, seltsam verschlungene Schatten auf die gegenüberliegende Wand. Sabine sah diesen Schatten nach, die zitternd und unsicher vorüberhuschten. Dann sprang sie auf und zündete die Lampe an, um diese Schatten zu verscheuchen. Ihr Blick fiel dabei in den großen Spiegel, und sie nickte ihrem Bilde spöttisch zu: „Herbstzeitlose!"

Achselzuckend wandte sie sich ab und schritt im Zimmer auf und nieder mit den müden Schritten eines Menschen, der eine Kette am Fuß trägt, und sich gewöhnt hat, behutsam zu schreiten, und die Kette nicht klirren zu hören. Sie war groß und schlank mit abfallenden Schultern und schmalen Hüften und trug ein Kleid von der Farbe welkenden Laubes. Dreißig Jahre war sie jetzt alt, nichts hatte sie geleistet und war so überflüssig im Leben!

Sabine dachte an Schloß Recklinghausen. Der Freiherr Hans Jochen, ihr Vater, war wie seine Vorfahren ein fröhlicher Kavalier gewesen, dem Pferd, Weib und Spiel das Leben bedeuteten. Von ihrer Mutter wußte sie wenig, sie war früh gestorben, und nur die alte Kinderfrau hatte dem hochaufhorchenden Mädchen erzählt von der bleichen, stillen Frau mit den freudlosen Augen und der müden Seele, die eines Tages erloschen war wie das Licht einer Ampel.

Vor Sabine tauchten alte Erinnerungen auf, der stete Kampf mit den Erzieherinnen, der Abschied von dem drei Jahre älteren Horst, der ins Kadettenkorps kam, und alle jene blitzartigen Einblicke in des Vaters wildes Leben, die ihrem frühreifen Herzen eine zeitige Erkenntnis und einen bisweilen unüberwindlichen Ekel erweckt hatten. Auf einer Fuchsjagd war der Freiherr beim Sprung über den Graben tödlich verunglückt. Für Sabine hatte in der Art dieses Todes ein ritterliches Moment gelegen, das sie beinahe mit dem Vater ausgesöhnt hatte. Sie dachte an das Prophetenwort von der schweren Kunst, zur rechten Zeit zu gehen. Hier hatte das Schicksal wenigstens rechtzeitig eingegriffen.

Schloß Recklinghausen war unter den Hammer gekommen. Für Horst sorgte kaiserliche Gnade, und für Sabine war eine Freistelle in einem adeligen Stift vorhanden, verbunden mit einer Rente, die ein standesgemäßes Auskommen sicherte. Sabine mit ihren achtzehn Jahren hatte geschaudert bei dem Gedanken, in das Stift einzutreten, und da die Rente reichlich genug war, um auch anderswo zu leben, war sie nach der Schweiz zurückgekehrt in die ihr liebgewordene Familie des alten Professors, in der sie vor des Vaters Tode bereits ein Jahr zugebracht hatte.

Sie hielt inne in ihrem ruhelosen Wandern. Wie weit lag das alles zurück! Welchen Zweck hatte es, daran zu denken?! — Die alten Erinnerungen hatte Horsts Brief aus ihren Gräbern aufgescheucht. Sabine nahm ihn vom Tische und trat näher zur Lampe:

„Es steht verdammt schief mit mir. Hinter mir steht eine Schuldensumme von fast 50 000 Mark und dabei die Unmöglichkeit, daß ein preußischer Oberleutnant mit Kaiserzulage sie decken kann. Vor mir stehen die rettenden Möglichkeiten: Amerika, Kugel oder reiche Frau. Amerika? Hausknecht mit Aristokratenallüren! Plebejerarbeit tun! Inkliniere nicht nach dieser Richtung. Kugel durch den Kopf ist einfach und immer standesgemäß, andererseits lebt es sich hervorragend mit viel Geld. Also reiche Frau! Hab schon eine auf Lager, natürlich semitisch. — Bianka, Freifrau von Recklinghausen, geborene Nußbaum! — Pfui Teufel! Entschuldige den Fluch, aber es klingt schauderhaft stilwidrig. Eh bien! nous verrons. Jedenfalls muß ich mich schnell entscheiden, die Sache brennt eklig. Ehrenschulden! Werde nicht moralisch Sabine! Wofür? Mein Gott, das alte Familienlaster, die Karten, und dann — die lieben Frauen — Zur Hochzeit zu kommen erlasse ich Dir.

Dein Bruder Horst, vorläufig noch ohne Bianka.

Sabine zerknüllte den Brief. Daß Horst Schulden machte, wußte sie; sie konnte nichts dagegen tun. Aber Bianka! Gab es keine andere Rettung? —

Karten und — die lieben Frauen! Sie lächelte bitter. Horst glich seinem Vater in allem. Er war auch nicht wählerisch in seiner Liebe.

Was sollte sie für Horst wünschen?

Vor ihr stieg ein Bild auf: Horst steht vor seinem Schreibtisch. Er öffnet den Pistolenkasten, nimmt eine Pistole heraus und setzt sie an die Schläfe. — —

Sabine strich mit der Hand über die Augen. Ein Frösteln kroch an ihr empor. Sie trat vor den Ofen, öffnete die Tür und hielt ihre Hände über die Glut. Durch ihre weißen Finger schimmerte es rosig, sie sah, wie das Blut in ihnen entlanglief. Sie kniete vor dem Ofen nieder und steckte die Hände tiefer hinein, daß sie ganz durchglüht wurden, und das erwärmte Blut rascher pulsierte.

Wo war die Zeit hin, da es keiner äußeren Wärme bedurft hatte, um ihre Pulse schneller schlagen zu machen? Wie sie da in Sturm und Unwetter herumgelaufen war, der Wind hatte ihr das Blut durch alle Glieder gepeitscht und sie hatte jubelnd in den Sturm hinausgesungen. Oder sie war hinausgeschwommen in den großen Bergsee und hatte den Wellen mit den weißen Spitzenhauben die Arme entgegengebreitet, um sie alle an die Brust zu drücken, berauscht von dem Bewußtsein ihrer Kraft.

Damals hatte es in ihr gesungen und geklungen und tiefe, geheimnisvolle Ströme waren über sie hingebrochen, und jeder Tag war wie ein neues Wunder gewesen, das sie staunend betrachtet hatte. Ihre ganze Seele hatte geglüht, und aus dieser Glut hatten hoch empor die Flammen einer heißen Liebe gelodert und zusammengeschlagen mit der wild werbenden Mannesliebe.

Leise stöhnend stützte Sabine die Hand ins Kreuz und richtete sich mühsam auf. Ach, diese lähmende Schwäche! So hatte es damals auch angefangen. Sie hatte es für die Folgen körperlicher Überanstrengung gehalten. Eines Abends war sie völlig erschöpft von einer Segelpartie heimgekehrt; am anderen Morgen war sie unfähig geworden sich zu rühren. Als sie wieder hergestellt war, war sie zum Doktor gegangen. Er hatte sich erst gesträubt, aber schließlich hatte er doch die Wahrheit gesagt. Ein beginnendes Rückenmarksleiden! Wie sie dazu käme? Er hatte etwas von alten Geschlechtern gesagt, die ihre Kraft verbraucht. Ob sie jemals heiraten könne? Der alte Herr hatte an ihr vorbei durch's Fenster gesehen: er würde nicht dazu raten.

seit Jahrzehnten unermüdlich die beiden Zeiger. Sie haßte plötzlich diese Uhr, die getreulich jede Stunde, die in das Nichts zurücksank, gemeldet, und doch nie für die Stunde der Verheißung geschlagen hatte.

Sie löschte die Lampe und trat ans Fenster. Der Tag stieg langsam herauf, ein schwerfälliger, unlustiger Tag, der schon müde war, ehe er seinen Lauf begonnen. Wie dicke graue Säcke lag es auf den Rasenplätzen unter den alten Ulmen und auf der Ebene jenseits der Parkmauer. Ein schmaler roter Streif versuchte sich durchzuringen, aber die grauen Säcke drückten ihn tot. Sabine starrte dem versinkenden rosigen Schimmer nach. Gegen solche graue Gewalt gab es keine Hilfe.

Sie öffnete das Fenster, eine laue, feuchte Luft schlug ihr entgegen, die Luft roch nach kommendem Frühling. Der Frühling würde bald da sein und mit ihm der Veilchenduft, der immer von neuem die tiefbegrabene Sehnsucht weckte, und dann würde ihre Seele wieder wandern müssen auf die vergebliche Suche nach dem Glück des Lebens, die Seele, die doch so sicher wußte, daß es für sie keine Osternacht gab. An solchen Tagen gingen die alten Stiftsdamen Sabine scheu aus dem Wege, sie

**Der Runkelstein bei Bozen.** (Siehe Seite 8.)

Sabine ballte die Fäuste in Erinnerung an diesen Tag. Sie sah sich am Seeufer heimgehen mit fliegenden Schritten. Aufruhr in der Seele. Mit gebundenen Händen, wehrlos stand sie also dem Schicksal gegenüber! Nur schieben lassen sollte sie sich vom Leben! Allein durch Vorsicht konnte sie eine matte, farblose Existenz ermöglichen! Sie haßte Vorsicht. Und ihr starker junger Wille, vermochte der nichts? Und der abgrundtiefe, ihr ganzes Sein überflutende Liebesstrom!

Sie wollte zu ihm gehen und ihm alles sagen, und er konnte ja nicht anders, als sagen, daß sie beieinander bleiben müßten, wenn es für's Leben nicht möglich war, dann im Tode. Mit ihm sterben! Ihr war auf einmal wunderselig zu Mute geworden. Wie sie ihn liebte! —

Sabine lächelte resigniert, als sie an diesen begeisterten Willen zum Tode zurückdachte, mit dem sie vor ihn getreten war. Er hatte fassungslos geschwiegen und war vor ihr niedergesunken, das Gesicht in ihren Schoß bergend. Angstvoll hatte sie gewartet, er mußte ja das ersehnte Wort sprechen! Er sprach es nicht! — Da war eine müde Enttäuschung in ihre Seele gekommen, und gleichgültig hatte sie ihm versprochen, nicht zu gehen, da er sonst sein ganzes Leben lang nicht wieder froh werden könnte.

Noch an demselben Tage hatte sie dem Kuratorium des Stiftes ihren Eintritt gemeldet, und sieben Jahre war sie nun schon hier.

Sabine blickte um sich. Sieben Jahre lebte sie zwischen diesen Mauern mit der lederbraunen Tapete! Ihr war, als stiegen von den Wänden die Schatten aller Verzweiflung und Bitternis herab, die sich zwischen ihnen ausgetobt hatten.

Mit hellklingendem Schlage setzte die Uhr ein. Sabine zählte — Schläge. Es war eine alte Uhr. Auf ihrem Zifferblatt jagten sich

fürchteten sich vor ihren hungrigen Augen und ihrem bitter traurigen Lächeln.

Sabine schloß das Fenster wieder, sie fürchtete sich vor dem Frühling und wollte ihn so lange als möglich aussperren, er brachte ihr nur Leid. Im Frühling — ja da würde Horst dann wohl auch heiraten, er hatte es ja eilig. Vielleicht kaufte die junge Freifrau mit ihrem Golde Schloß Recklinghausen zurück, dann würde das alte fröhliche Leben dort wieder anfangen, und Horst würde seine Frau betrügen, wie der Vater die Mutter betrogen hatte. Und im Parke die kleinen Freiherren —?

Horst's Kinder! — Mein Gott, durfte Horst denn überhaupt heiraten? Es war ihr, als hörte sie ganz deutlich die Stimme des alten Schweizer Doktors: „Ich würde nicht dazu raten." Sollte der alte Unsegen an eine endlose Kette von kommenden Geschlechtern heruntergegeben werden? Ein heißes Mitleid mit all den schuldlosen, schicksalsbehafteten Kommenden, die den Fluch des Enkeltums tragen sollten, quoll in Sabine auf. Wollte Horst die Verantwortung für solche Vermessenheit tragen? War es nicht elende Feigheit, den Giftbecher, von dem man selbst getrunken, weiterzureichen?

Wie in den Kindertagen faltete Sabine die Hände: Lieber Gott, bewahre ihn vor dieser Schuld.

Da fuhr sie auf. Auf dem Kieswege unter ihrem Fenster knirschte es, sie konnte aber nicht mehr sehen, wer kam. Jetzt schlug die alte verschlafene Hausglocke an. Sie lauschte. Nichts rührte sich. Würde man denn gar nicht öffnen? Da knarrte die Haustür, sie hörte sprechen, und die Schritte entfernten sich nach der anderen Seite des Hauses. Ein Weilchen blieb alles still. Sabine fühlte ihr Herz bis zum Halse

hinaufschlagen. Da kam es die Treppe heraufgeschlürft, sie erkannte den schweren Schritt des Hausmanns. Er bog in ihren Korridor ein. Sabinens laut klopfendes Herz setzte plötzlich aus, eiskalt rann es durch ihre Adern.

Ein Klopfen an der Tür: Gnädiges Fräulein! gnädiges Fräulein! — Sie riß ihre Kraft zusammen und öffnete. Der Alte starrte sie an wie ein Gespenst und streckte ihr stumm das Telegramm hin, das er in der Hand hielt. Ohne ein Wort schloß Sabine die Tür und riß das Telegramm auf.

Freiherr von Recklinghausen tödlich verunglückt.

von Gronen, Brigadeadjutant.

Bewußtlos sank Sabine zu Boden . . .

---

# Ein Spuk.

Novellette von Charles Engels.

(Nachdruck verboten.)

Die Glocken in den benachbarten Gotteshäusern hatten soeben der Welt verkündet, daß der heilige Abend angebrochen war. Die Läden in der großen Verkehrsstraße waren noch erleuchtet und die Bürgersteige angefüllt von Fußgängern, die noch rasch irgend ein Geschenk kaufen wollten. Es war ein letztes großes Aufflackern des lebhaft pulsierenden Großstadtlebens vor der feierlichen Stille der Festtage. Aber hier, in dem großen Geschäftshause, in dem sich fast nur Bureaus befanden, und wo ich allein ein bescheidenes Zimmer bewohnte, herrschte im Gegensatz zu dem bewegten Leben auf der Straße die Stille des Grabes; nicht ein Laut unterbrach die vollkommene Ruhe.

Es war der erste heilige Abend, den ich in meinem Leben allein verbringen wollte. Ich hatte ihm mit einem Gefühl von Selbstgenügen und Zufriedenheit entgegengesehen. Ein Buch, von dem ich viel gehört hatte, und das ich schon lange gerne lesen wollte, hatte ich mir geliehen, es sollte meine Unterhaltung sein. Eine Flasche feurigen Weines und ein Körbchen mit Delikatessen und Gebäck sollten für des Leibes Notdurft sorgen, und ein helles Feuer, das im Ofen prasselte, die draußen herrschende bittere Kälte vergessen lassen.

Ich ordnete meinen Schmaus auf dem kleinen Tische, machte es mir in meinem großen Lehnstuhl bequem, rückte ihn gegen den warmen Ofen, nahm mein Buch zur Hand und nahm mir vor, mich ausnehmend glücklich und zufrieden zu fühlen.

Zwei Stunden lang ging alles gut. Der Inhalt der Flasche nahm immer mehr ab, das Interesse an dem Roman wuchs mit jeder Seite. Allmählich aber wurde ich doch anderer Meinung; nach einer Stunde fand ich die Geschichte albern und langweilig und kämpfte mit der Müdigkeit.

Von meinem Stuhl aus konnte ich den Hof unten übersehen, das große massive Geschäftshaus mit seinen zahllosen unerleuchteten Fenstern und den schneebedeckten, mondbeschienenen Dächern darüber.

Eben wollte ich in einen sanften Halbschlummer einnicken, fuhr aber plötzlich zusammen, als ich eine menschliche Gestalt quer über den Hof kommen sah. Es war ein Mann; er schien zu schleichen, obwohl auf dem Schnee seine Schritte ohnehin nicht zu hören sein konnten. Ich war sofort wach und verfolgte, am Fenster stehend, mit Spannung sein Erscheinen . . .

Den Kragen seines dicken Wintermantels hatte er hochgeschlagen, den Hut tief in das Gesicht gedrückt. Ich beobachtete ihn genau. An dem Treppeneingang, der zu meiner Wohnung führte, machte er Halt, lauschte, überlegte, verschwand dann — nein, er verschwand nicht! An seinem Schatten, der durch die erleuchteten Treppenflurfenster fiel, sah ich, wie er langsam die Treppen erklomm. Auf jedem Flur hielt er an, jedenfalls um die Namen an den verschiedenen Türen zu lesen, dann schritt er zur nächsten Tür, und in wenigen Sekunden mußte er meine Tür erreichen.

Was wollte er? Was Gutes konnte es nicht sein, denn ich hatte bemerkt, daß sein Gesicht teilweise mit einer schwarzen Tuchmaske bedeckt war.

Ich war erregt, aber ich fürchtete mich nicht. Wahrscheinlich glaubte der Eindringling, daß ich gerade an diesem Abend nicht zu Hause sein würde. Aber weshalb sollte er gerade mich berauben wollen?

Jetzt hielt er an meiner Tür an. Ich glaubte zu sehen, wie er meinen Namen las, und zu hören, wie er dann mit seinen Händen über die Entreetür glitt, wahrscheinlich um das Schlüsselloch zu finden. Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Die Situation wurde nun doch ernst.

„Unsinn," sagte ich zu mir selbst, aber ich mußte Gewißheit haben, mit wem ich es zu tun hatte.

Ich nahm meinen Revolver aus meinem Schreibtisch, überzeugte mich, daß er geladen war, und geräuschlos das Zimmer verlassend, betrat ich den schmalen Korridor. Ich lauschte mit dem Ohr an der Tür. Der Mann war da, ich hörte seine Hände an der Holzfüllung herumtasten. Kurz entschlossen öffnete ich sehr rasch die Tür, hielt ihm den Revolver entgegen und rief:

„Hände hoch! Was suchen Sie hier?"

Ich forderte den Mann auf, die Hände hochzuheben, weil ich annahm, daß er einen Revolver in der Tasche hatte. Der Fremde trat offenbar erschreckt zurück.

„Legen Sie doch den Revolver weg," sagte er, „was wollen Sie damit?"

„Mich verteidigen, wenn es not tut; noch einmal, halten Sie die Hände hoch! Was wollen Sie hier, was haben Sie hier zu suchen?"

„Einige Worte mit Ihnen sprechen, die Ihnen von Nutzen sein werden. Sehen Sie, bitte, in mir einen Freund und nicht einen Feind."

„Sie kommen in Geschäften, die mich angehen?" fragte ich ungläubig.

„Ich bin gekommen," entgegnete er ruhig, „um Ihnen einen Vorschlag zu machen; Sie können ihn annehmen oder nicht, wie Sie wollen. Nehmen Sie ihn nicht an, so muß ich jemand anders finden."

Ich zögerte noch, ihn einzulassen.

„Sie tragen eine Waffe?"

Er holte ruhig einen Revolver aus seiner Brusttasche und übergab ihn mir.

„Nehmen Sie ihn und geben Sie ihn mir zurück, wenn ich wieder gehe."

An der Sprache des Mannes bemerkte ich, daß er Bildung besaß, und ich sah jetzt auch, daß seine Hände mit feinen Handschuhen bekleidet waren. Ich zögerte nicht länger.

„Treten Sie ein," sagte ich.

Ohne mich umzudrehen, führte ich ihn in mein Zimmer und bot ihm einen Stuhl an. Er setzte sich, und ich beobachtete ihn scharf, es war mir aber unmöglich, die Züge seines Gesichtes genau zu erkennen, da die Maske dieses halb verdeckte.

„Nun," fing ich an, „worin besteht Ihr Vorschlag?"

„Ich verlange von Ihnen keine besondere Mühe, und ich biete Ihnen, wenn Sie in meine Bedingungen einwilligen, eine lebenslängliche Rente von zehntausend Mark."

„Oho," rief ich ironisch, „Sie wollen mir glattweg zehntausend Mark jährlich schenken."

„Nicht schenken. Der Betrag wird nur die Bezahlung für einen großen Dienst sein, den Sie geleistet haben."

„Das muß allerdings ein sehr großer Dienst sein," erwiderte ich spöttisch.

„Ist es auch," entgegnete er frei, „ein sehr großer."

„Und ein anständiger?"

„Absolut."

„Also, worin besteht er? Sie machen mich neugierig."

„Die Sache ist ziemlich einfach," fing er an. „Da ist eine junge Dame — ihr Name tut nichts zur Sache — die verheiratet sein muß, ehe der heilige Abend vorbei ist. Versäumt sie diesen Termin, so verliert sie ein großes Vermögen. Nun hat aber die Dame eine starke Abneigung vor den Männern und vor der Ehe. Alle Versuche, ihren Sinn in dieser Beziehung zu ändern, sind erfolglos gewesen. Der einzige Ausweg, wozu ihre Freunde sie überreden konnten, war nun der, daß die Dame sich mit irgend einem Mann vermählen soll, den sie nicht kennt, und den sie nach der Trauung nicht wiedersehen soll; der eine muß dem andern für immer unbekannt bleiben, und deshalb wird die Dame auch sofort nach der Trauung eine große Reise antreten. . . . Wollen Sie der Gatte dieser Dame werden?"

„Ich?!!"

„Die Hochzeit wird geheim bleiben," fuhr mein Besucher fort. „Die Dame wird bei der Gelegenheit dicht verschleiert sein, Sie erhalten, nachdem Sie sie geheiratet haben, sofort den ersten Betrag von zehntausend Mark ausbezahlt, und Sie können mit dem Gelde gehen, wohin Sie wollen."

„Und warum darf ich bei der Handlung nicht maskiert sein?" fragte ich mißtrauisch.

„Das können Sie haben, wenn Sie es wollen; aber wir haben Sie doch bereits gesehen."

„Und die Dame auch?"

„Nur mit einem flüchtigen Blick, der aber genügte, Sie zu akzeptieren; es liegt nur noch an Ihrer Entscheidung."

Zehntausend Mark in jedem Jahre! Und dabei ein Junggeselle zu bleiben — ein verheirateter — für das ganze Leben. . . . Freilich, ich hatte nie Liebe gefühlt; ich hatte mir oft selbst gesagt, daß ich dafür offenbar nicht geschaffen sei. Zehntausend Mark — und die Dame hatte mich selbst gewählt! Ich war jung, und ich wußte, daß ich ein stattlicher Mann war. Vielleicht änderte sich aber mein Sinn? Nun, bis dahin würde vielleicht auch die Dame den ihren ändern und ihr Abscheu sich in Liebe verwandeln . . . Wie groß mußte ihr Reichtum sein, wenn sie mir zehntausend Mark jährlich für den seltsamen „Dienst" zahlen konnte! . . .

Ich nahm einen Schluck Wein, und alle meine Nerven anspannend, sagte ich:

„Wenn alles so ist, wie Sie sagen, so schlage ich ein!"

„Gut," erwiderte er, indem er sich schnell erhob; „wenn Sie bereit sind, so dürfen wir keine Zeit verlieren, und die Zeremonie muß sofort vor sich gehen, ehe der heilige Abend vorüber ist; es ist alles vorbereitet, und jeder Zeitverlust ist vom Übel. Kommen Sie!"

Ich steckte meinen Revolver in meine Brusttasche, mein Besucher nahm den seinigen wieder von dem Tische, verließ das Zimmer und schritt vor mir die Treppen hinab. Vor dem Hause hielt ein Wagen. Mein Führer stieg ein; ich ihm nach. Der Kutscher fuhr unverzüglich davon.

„Natürlich werden Sie einsehen, daß auch Ihre Augen verhüllt sein müssen," bemerkte mein Gefährte, indem er ein dunkles Tuch aus seiner Tasche zog.

Ruhig gestattete ich ihm, daß er meine Augen verband.

„Wenn Sie sich im Wagen zurücklehnen, wird Sie niemand sehen."

Ich widersprach nicht. Aufgeregt saß ich in meiner Ecke. Wir fuhren durch lebhafte Straßen und kamen dann in ein ruhigeres Viertel; aber ich hatte keine Ahnung, in welcher Richtung wir dahinfuhren.

Es verging wohl eine volle Stunde, ehe der Wagen anhielt. Ich stieg aus, mein Gefährte gab mir seine Hand und ging schnellen Schrittes mit mir in ein Haus. Ich gestehe, mein Herz schlug heftig, als sich die Tür hinter mir schloß. Jetzt war ich vollkommen in fremder Gewalt, wenn eine Gefahr vorlag . . .

Von dem Vorraum wurde ich die Treppen hinauf in ein Zimmer geführt. Dann, nach einigem Flüstern, löste man die Binde von meinen Augen, und ich konnte um mich sehen, soweit es bei dem Schein einer kleinen verhüllten Lampe, die die einzige Beleuchtung bildete, möglich war. Ich bemerkte aber, daß das Zimmer sehr groß war, und daß außer einem Tische keine Möbel in ihm standen. Weiter ab von dem Tische lag alles in Finsternis. An dem Tische stand ein Geistlicher, ebenfalls maskiert. Ich glaubte, die Tage der heiligen Feme seien zurückgekehrt und ich sei eines ihrer Opfer.

Kein Wort wurde gesprochen. Dann hörte ich das Rauschen eines Kleides. Mein Herz schlug nervös. In der nächsten Sekunde trat aus der Dunkelheit ein weibliches Wesen heraus — meine Braut! Eine große, anmutige Gestalt, deren Bewegungen Jugend und gute Herkunft verrieten. Von dem Kopfe über ihre Schultern fiel ein dichter schwarzer Schleier. Dicht neben mir stehend, flüsterte sie mit leiser Stimme:

„Sie willigen ein in unser Abkommen?"

Nicht ohne einiges Zögern und indem ich vergebens versuchte, mit den Augen den Schleier zu durchdringen, antwortete ich:

„Ich habe eingewilligt."

Sie reichte mir ihre Hand. Ihre Haut war weich wie Seide, ihre Finger schlank und wohlgepflegt. Ich fühlte, ich könnte diese Hand lieben. Ich führte sie in einer augenblicklichen Aufwallung an meine Lippen und merkte, wie die Dame dabei zitterte . . . Ich glaubte, einen Seufzer hinter dem Schleier zu vernehmen. Ein leiser Rauschzustand überkam mich . . .

Die Zeremonie begann. Ich dachte an allerlei Möglichkeiten, während sie ihren Lauf nahm . . . dann war alles vorbei: ich war ein verheirateter Mann, und das anmutige Wesen mit der süßen Stimme neben mir war mein Weib. Es wurde mir schwer, es zu glauben, aber es war so.

Nun kam mein früherer Gefährte dicht an mich heran und überreichte mir ein Bündel Banknoten.

„Hören Sie," sagte ich in großer Aufregung, „ich habe aber noch einen Wunsch, mögen die Folgen sein, wie sie wollen, er muß mir erfüllt werden." Ein Fieber wühlte in meiner Brust, und ich wußte selbst kaum, was ich sprach. „Ich schwöre Ihnen, ich will alles tun, was Sie wünschen, aber wenigstens einmal muß ich mein Weib sehen, wenigstens einmal, ehe ich gehe . . . weiter nichts."

Ich machte einen Schritt vorwärts. Die Fremde sprang mit einem lauten Schrei zurück, die andern stürzten sich auf mich, aber ich war stärker. Ich stieß sie mit Gewalt bei Seite, sprang vorwärts, und —

„Halt!" schrie die Verschleierte nun selbst und hob wie beschwörend die Hände. „Sie haben Ihr Wort gebrochen, aber — — sei's drum! Sie sollen Ihren Willen haben und Ihre Frau sehen — wenigstens einmal!"

Mit einer raschen Bewegung schlug sie den Schleier zurück — und diesmal war ich es, der den lauten Schrei ausstieß — einen Schrei des Entsetzens, des Abscheus. Was ich sah, war grauenhaft — war die Fratze einer Meduse . . .

Mit jäher Wendung nach dem Ausgang floh ich aus dem Raume, verworrenes Lärmen und Rufen hinter mir lassend. In meiner Angst strauchelte ich, ich fiel die Treppe hinab und — — — — — — — —

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Junge, Junge, Du fällst ja vom Stengel! Da bin ich gerade zur rechten Zeit gekommen, sonst könnten die Zeitungen morgen von einem Junggesellen berichten, der sein Weihnachtsfest allein feiern wollte und dabei auf den Kopf gefallen ist!"

Es war die Stimme meines alten Freundes Georg Winning, der mich eben aufgefangen hatte, als ich im Begriff war, seitlich vom Stuhl zu fallen.

Ich erhob mich, aber ich schwankte auf beiden Füßen.

„Du, Georg, — — und wo ist denn — die Frau — — die entsetzliche — —"

„Frau?" lachte Georg. „Old fellow, Du hast geträumt, und zwar —" Er wies auf die leere Flasche Portwein: „Ja, ja, es ist nie gut für einen jungen Mann, daß er allein sei, besonders nicht am Weihnachtsabend." —

„Geträumt," murmelte ich, „geträumt! Bist Du auch ganz sicher, Georg, daß es nur ein Traum war?"

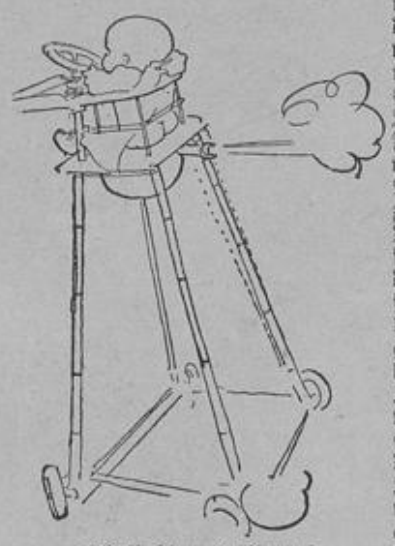
Georg war mein bester Freund. Er hatte einen Schlüssel zu meiner Wohnung, so daß er jederzeit hinein konnte. Ich wollte ihm meinen schrecklichen Traum erzählen, aber er hatte keine Zeit, zu hören. Er hatte in letzter Stunde einen Urlaub erhalten, wollte mit dem nächsten Zuge zu seinen Angehörigen auf deren nahegelegenes Landgut fahren und ich sollte ihn begleiten.

Ich sagte nicht nein. Nach diesem Traum konnte ich die Nacht unmöglich allein in meinem Zimmer verbringen. Ich mußte hinaus.

Und es wurde noch ein wirklich fröhliches Weihnachtsfest bei der Familie Winning trotz der späten Stunde. Ich lernte Georgs jüngste Schwester Helene kennen, das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen habe, und ich glaube nicht, daß ich den nächsten heiligen Abend wieder allein in meinem Zimmer verbringen werde.

## Unsere Bilder.

Die Dachauerin von Jul. Schrag ist eine echte Vertreterin dieses kräftigen bayerischen Bauernschlages. Durch die Künstlerkolonie, die sich von München aus in dem nahen Marktflecken angesiedelt hat, um aus der eigenartig melancholischen Stimmung des „Dachauer Mooses", einer ausgedehnten sumpfigen Ebene, und bei dem urwüchsigen Menschenschlage, der hier heimisch ist, künstlerische Anregung zu holen, hat sich Dachau einen berühmten Namen gemacht. Gesundheit und ein arbeitsreiches Leben spricht auch aus den Zügen der alten Bäuerin, die in ihrer kleidsamen und wertvollen Sonntagstracht, bei der an gediegenem Silberschmuck nicht gespart wird, sich ihr Täßchen Kaffee munden läßt. Trotz des freundlichen Lächelns sieht man es der würdigen Matrone an, daß sie in ihrem Haushalte ein strenges Regiment führt. — Die Holländer sind von jeher als seefahrendes Volk Freunde des Wassersportes und der winterlichen Freuden gewesen, die die weiten Flächen der mit Eis bedeckten Seen bieten, an denen in ihrem Lande ja kein Mangel ist. Das zeigt auch das alte Gemälde „Holländische Segelschlitten" von Adrian van der Venne. Diese Schlitten, wie sie ähnlich auch in Ost- und Westpreußen und anderen wasserreichen Gegenden mit strengen Wintern gebräuchlich sind, ermöglichen es, mit großer Schnelligkeit, vom Winde getrieben, auf dem Eise dahin zu gleiten. Freilich ist dieser Eissport auch nicht ungefährlich, da es vorkommen kann, daß ein solcher Schlitten mit Mann und Maus in einer Eisspalte verschwindet, die bei der Schnelligkeit der Fahrt nicht wahrgenommen wurde. — In der Umgegend des berühmten Kurortes Bozen an der Brennerbahn liegen sechs Burgen, von denen der Runkelstein die nächstgelegene und malerischeste ist. Die am Eingange des Sarntales 1237 erbaute Burg wurde in den achtziger Jahren restauriert und gehört jetzt der Stadt Bozen. Sehenswert im Innern ist ein um 1400 entstandener Freskenzyklus, der die Geschichte von Tristan und Isolde illustriert. Die Erdpyramiden bei Bozen gehören zu den sogenannten Naturwundern. Es sind schlanke, spitzkegelförmige Säulen aus sandigem, mit größeren Gesteinsstücken durchsetztem Lehm; sie balancieren auf der Spitze ein größeres Felsstück, das die darüber liegende Masse der Säule vor der Zerstörung durch Regen schützt, während die Masse zwischen den Säulen durch Regen und fließendes Bergwasser im Laufe der Jahrhunderte hinweggeschwemmt wurde. Bei Bozen und Meran erreichen sie eine Höhe bis zu dreißig Metern.



Ein „Auto"-didakt.

## Kunst und Künstler.

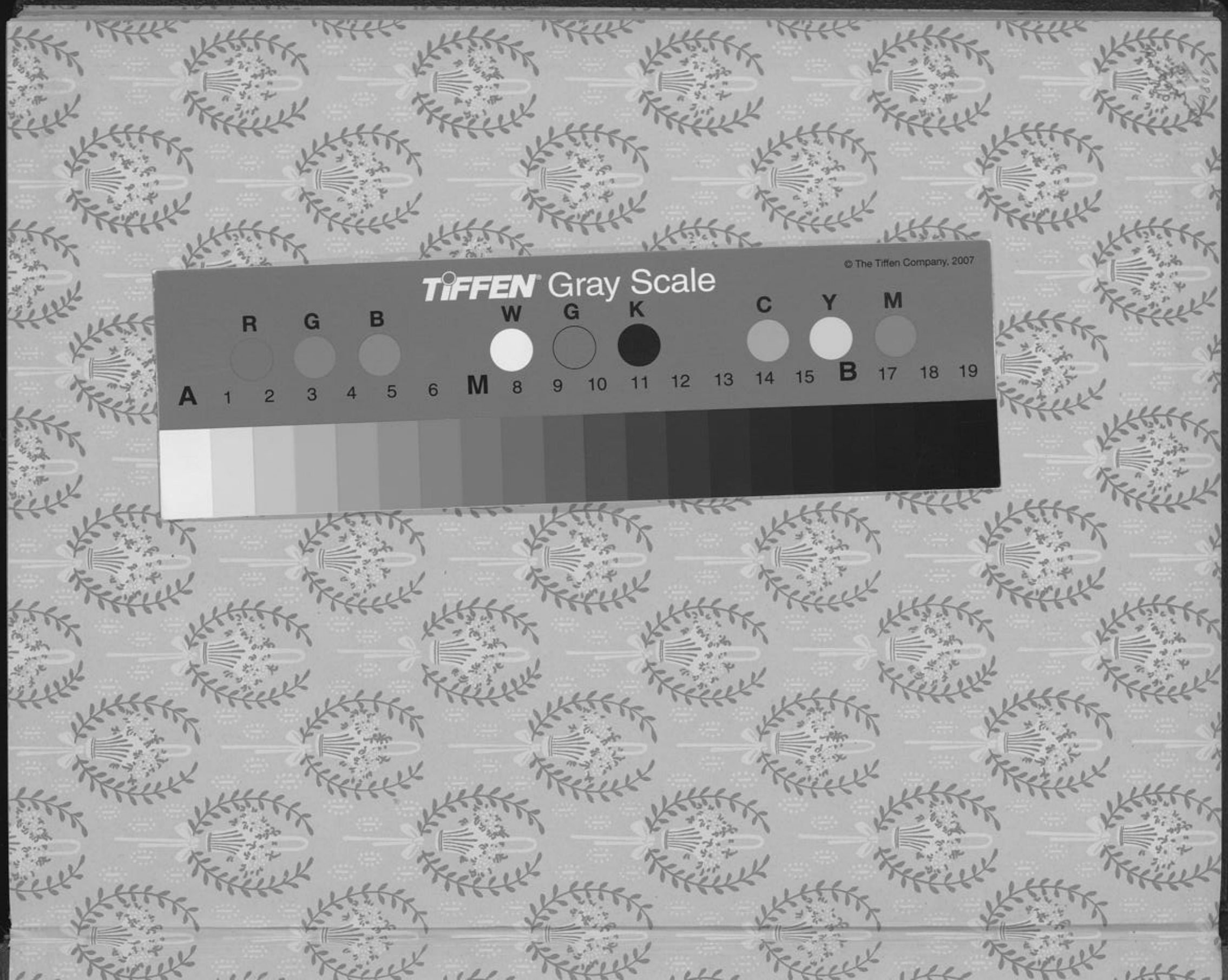
Kunst soll nicht Natur-, sondern ästhetische Eindrücke vermitteln.
Karl Münzer.

Es ist ganz verkehrt, die Natur nachahmen zu wollen, da zieht jeder Maler immer den kürzeren. Wir haben kein Sonnenlicht auf der Palette. Die Malerei muß mit zehn Prozent der Mittel der Natur arbeiten. Nicht die Natur kann man je überhaupt darstellen, sondern seine Sensibilität ihr gegenüber.
Böcklin.

Kunst ist eine Verschmelzung von Natur und Phantasie, von beobachtetem und eigenem Leben, eine Wiedergeburt der Natur durch den Künstler.
G. Hirth.

**Einbanddecken** für die Sonntagsbeilage **„Rhein und Düssel"** in eleganter Ausführung sind zum Preise von Mark 1.— (durch Boten zugestellt 10 Pfg. mehr) jederzeit in unserer Haupt-Expedition, Kasernenstraße 18, zu haben. **Post-Versand** unter Anrechnung von Porto und Verpackung nach auswärts gegen Nachnahme. Evtl. fehlende Nummern werden, soweit noch vorhanden, gegen mäßige Vergütung bereitwilligst nachgeliefert.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.


© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Gray Scale
R G B W G K C Y M
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19